

Elisabeth Schinagl · Francobaldi, Staatsgeheimnisse

Allitera Verlag

Weitere Bücher der »Francobaldi«-Reihe im Allitera Verlag:
Francobaldi. Das Geheimnis der Illuminaten
Francobaldi. Familiengeheimnisse

ELISABETH SCHINAGL, geboren 1961 in München, studierte in Eichstätt und Regensburg Latein und Germanistik. Sie war wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Mittellateinische Philologie an der Katholischen Universität Eichstätt. Nach ihrer Promotion war sie zunächst als Gymnasiallehrerin und anschließend als Referentin im Bayerischen Landtag tätig. Seit 2018 ist sie freie Autorin. In ihren Romanen und Erzählungen befasst sie sich vorwiegend mit historischen Themen. Sie lebt in Eichstätt und München.

ELISABETH SCHINAGL

Francobaldi

Staatsgeheimnisse

Historischer Bayernkrimi



Allitera Verlag

Originalausgabe Oktober 2026
Allitera Verlag
Ein Verlag der Buch&media GmbH, München
© 2026 Buch&media GmbH, München
Layout und Umschlaggestaltung: Mona Königbauer unter Verwendung einer
Vektorgrafik von Sektor Creative Design/Shutterstock.com
Satz: Johanna Conrad
Gesetzt aus der Adobe Garamond und Parchment
Printed in Europe · ISBN 978-3-96233-560-1

Allitera Verlag
Merianstraße 24 · 80637 München
Fon 089 13 92 90 46 · Fax 089 13 92 90 65

Weitere Publikationen aus unserem Programm finden Sie auf www.allitera.de
Kontakt und Bestellungen unter info@allitera.de

Inhalt

Nachtgespenster	9
Unerwarteter Besuch.	20
Ein Entschluss.	33
Viele Worte, jedoch wenig Erkenntnis . . .	42
Zukunftsfragen.	53
Cherchez la femme!.	58
Auf Spurensuche.	71
Thaddäus Franz.	86
Es kommt noch schlimmer	97
Gedankenknäuel.	104
Post!	114
Eine neue Theorie und ägyptische Geheimnisse	125
Vom anderen Ende her	134
Böses Omen	146
Eine Dame in einer Kutsche	156
Faits accomplis – Vollendete Tatsachen. . .	163
Hoffen und Bangen	176
Hinter verschlossenen Türen.	187
Alles gut?	197
Neue Zeiten	204
Noch mehr Veränderungen.	209
Ein Paar findet zusammen	216
An meinen Herzog	227
Verzeichnis historischer Personen	236

*»Der sicherste Beweis dafür, dass Bayern das irdische Paradies
Deutschlands ist, liegt in der Tatsache, dass diese Provinz ...
bisher imstande gewesen ist, eine Regierung zu ertragen,
die allgemein als die schlechteste aller schlechten
Regierungen Europas anerkannt ist.«*

Maximilian von Montgelas

Nachtgespenster



ranzosen in der Stadt! Sie rauben, schänden, morden. Gellende Schreie von irgendwoher. Dann plötzliche, unheimliche Stille. Was war geschehen? Füllten schon Ströme von Blut die Gassen? Vor Angst schlotternd haben wir uns in den Häusern verbarrikadiert, uns in klammen und dunklen Felsenkellern tief unter der Stadt versteckt, um nur ja dem sicheren Tod zu entgehen. Kälte dringt durch Mark und Bein. Noch weit peiniger aber ist die nagende Angst. Sie raubt uns fast den Verstand. Schlotternd vor Furcht lauschen wir auf jedes Geräusch. Nähern sich da Schritte? Hören wir Schüsse? Gar Kanonendonner? Was geht da draußen vor sich? Brennen die feindlichen Horden vielleicht unsere Stadt bereits nieder? Was um Himmels willen werden wir vorfinden, wenn wir uns endlich wieder aus unseren Verstecken wagen? Wir wissen es nicht und können nichts tun als bangen, hoffen und beten.

Schweißgebadet wachte ich auf. Ich hörte Ottilies leises Schnarchen neben mir. Im nächtlichen Dunkel tastete ich vorsichtig nach ihrem weichen Arm. Sie schlief wie immer friedlich, tief und fest. Wie ich sie darum beneidete! Mit meiner Nachtruhe, das wusste ich mittlerweile aus leidvoller Erfahrung, würde es für die nächsten Stunden vorbei sein. Schlaflos würde ich mich hin- und herwälzen und mit stetig wachsender Verzweiflung dem einsamen Ruf des Nachtwächters lauschen. Im Bemühen, endlich einzuschlafen, würde ich so lange wachliegen, bis die ersten Hahnenschreie ertönten. Dann erst würde ich in den lang ersehnten, nun jedoch kurzen, ja viel zu kurzen! Schlummer fallen, aus dem mich meine Frau schließlich unsanft wieder wecken würde. Allzu oft schon hatte ich diese Prozedur in den letzten Monaten erlebt, oder besser gesagt, erlitten. Immer war es das reinste Martyrium gewesen. Aber heute Nacht sollte es anders sein. Ich würde mir etwas suchen, das mich ablenken und mich womöglich so weit zu beruhigen vermochte, dass ich wieder meinen er-

hofften Schlaf fand. Also erhob ich mich so leise wie möglich, um Ottilie bloß nicht zu wecken. Eine Vorsichtsmaßnahme, die sehr wahrscheinlich völlig überflüssig war. Denn wenn meine Frau erst einmal eingeschlafen war, konnte sie nichts und niemand um ihre Nachtruhe bringen. Ob Blitz, ob Donner, ob Regengeprassel oder Hufgetrappel – Ottilie schlief wie ein Stein. Vorsichtig tastete ich nach meinem Schlafrock, den ich vor dem Zubettgehen am Fußende meines Bettes drapiert hatte, und schlich mich auf Zehenspitzen aus unserer Schlafkammer durch den Gang in Richtung Stube. Nur die Bodendielen knarzten leise unter meinen Füßen, ansonsten herrschte tiefe Stille. Obwohl ich so gut wie nichts sah, bewegte ich mich recht sicher voran. Nach all den Jahren kannte ich mittlerweile jeden Winkel unserer Wohnung und konnte mich nahezu blind orientieren. Ich öffnete die Stubentür, und eine angenehme Wärme empfing mich. Obwohl wir erst Mitte September hatten, bestand ich seit einigen Tagen darauf, dass eingeheizt wurde. Mochte auch tagsüber eine milde Herbstsonne noch einige Wärme spenden, an den Abenden und in den Nächten war es doch schon empfindlich kalt und ich hatte keine Lust zu frieren. Nach all den Entbehrungen, die uns die zurückliegenden Jahre aufgezwungen hatten, wollte ich endlich wieder ein wenig Behaglichkeit. Das war nicht zu viel verlangt, wie ich fand. Ich blickte aus dem Fenster. Es war eine so dunkle Nacht, dass ich kaum die vertrauten Umrisse des Willibaldbrunnens dort unten auf dem Marktplatz erkennen konnte, der doch nur wenige Schritte von unserer Wohnung entfernt lag. Die ohnehin nur noch schmale Sichel des abnehmenden Mondes war hinter einer Wolkendecke versteckt. Gut möglich, dass es in den nächsten Stunden Regen geben würde. Die nächtliche Stadt lag menschenleer und in tiefer Ruhe da. Fast hätte ich glauben können, ich sei allein auf der Welt. Im Kachelofen war noch Glut. Ich nahm einen Kienspan, von denen immer eine ordentliche Anzahl sorgfältig neben dem Ofen gestapelt war, und zündete damit eine Kerze an. Um den schrecklichen Albtraum zu vergessen, schenkte ich mir ein Gläschen meines geliebten Danziger Goldwassers ein. Ich bezog es seit Jahren vom Weinhändler Stock und trotz der

Teuerung der zurückliegenden Jahre wollte ich auf dieses kleine Stückchen Luxus nicht verzichten, auch wenn ich ihn mittlerweile weit seltener genoss als früher. So gewappnet verkroch ich mich in meinen Fauteuil in der Nähe des noch einigermaßen warmen Ofens. Der Likör verströmte seinen mir wohlvertrauten angenehmen Geruch nach edlen Gewürzen, nach Kardamom, Koriander und einem Hauch von Zimt, vermenget mit dem fruchtigen Aroma von Zitronen- und Pomeranzenschalen und anderen, mir nicht bekannten Zutaten. Dieser Duft allein beruhigte schon mein aufgewühltes Gemüt. In der nächtlichen Stille hatte ich das Gefühl, ihn noch intensiver wahrzunehmen. Vorsichtig nippte ich daran, und eine wohlige Wärme durchströmte mich. Was für ein schrecklicher Traum! Ich verstand einfach nicht, warum er mich wieder und wieder heimsuchte. Sicher, den 12. September des Jahres 1796 würden wir Eichstätt nie vergessen. Jedoch aus ganz anderen Gründen als in dem Albtraum, der mich seit nunmehr fast zwei Jahren in Intervallen quälte, sodass ich regelmäßig schweißgebadet aufwachte. Im Gegensatz zu meinem Traum war die Belagerung Eichstätts durch die Franzosen in Wahrheit recht glimpflich abgelaufen. Nachdem sich die Bevölkerung erst einmal von ihrem Schreck erholt hatte, machte bald sogar eine recht anmutige Erzählung vom Bubenstück des Schlossleutnants Lorenz Krach die Runde und die Anspannung der zurückliegenden Monate löste sich in erleichterterem Lachen und Spott. »Was für ein Kerl, dieser Krach!«, hieß es wochenlang überall. »Ja, ja, wer nicht wagt, der nicht gewinnt – und unser Krach hat gewagt! Sauber reingelegt hat er sie, ausgeschmiert hat er sie, die Franzosen. Ein Schnippchen hat er ihnen geschlagen – und zwar eines, wie es nicht so leicht ein zweites gibt! Ins Bockshorn hat er sie gejagt und hinteres Licht geführt! So etwas muss einem erst einmal einfallen!« Mit diesen und ähnlichen Worten rühmte man einen Mann, dessen Namen ich zuvor noch nie gehört hatte, der von nun an aber ewig in meinem und in unser aller Gedächtnis bleiben würde. Wir würden bestimmt auch noch unseren Kindeskindern von seiner Heldentat erzählen. Keine Frage, Lorenz Krach war von jenem schicksalhaften Tag im September an unser aller

Held. Wo man auch hinkam, sprach jedermann nur in allerhöchster Achtung von ihm. Mit gutem Grund: Er hatte uns schließlich alle gerettet. Kein Mensch mochte sich ausmalen, was hätte geschehen können, wenn er nicht gewesen wäre. Denn an besagtem 12. September waren all unsere lange gehegten Befürchtungen wahr geworden. Ein französisches Heer von gut zwölftausend Mann war unter Führung von General Desaix an unsere Stadt herangerückt und im Begriff, die hoch oben auf dem Berg thronende Bastion der Willibaldsburg zu erstürmen. Lange hatten wir Derartiges geahnt. Schließlich hörten wir schon wochen-, ja monatelang von Gräueltaten der Franzosen nicht allzu weit von uns entfernt. Die Kunde von der Schlacht bei Deining in der Nähe von Neumarkt hatte sich auch bei uns in Windeseile verbreitet. Sie hatte nicht nur unzähligen Soldaten das Leben gekostet, sie hatte auch die Wiesen und Felder ringsum verwüstet. Man hatte von Bauern gehört, die ihr Vieh anschließend aus Angst vor Plünderungen im Wald versteckt hatten. Manch einem mochte es vielleicht gelungen sein; viel häufiger aber waren die Berichte über jene Unglücklichen, denen die Franzosen ihre gesamte Habe geraubt hatten: Vieh, Geld und alles, was nicht niet- und nagelfest war. Andernorts kam es sogar noch schlimmer: Nach ihrer erfolglosen Belagerung Würzburgs hatten die Franzosen auf ihrem Rückzug in einem Tal ganze Dörfer angezündet und so dem Erdboden gleichgemacht. Diese Schauergeschichten waren dem Revolutionsheer auf seinem Weg nach Eichstätt vorausgeeilt. Wir hatten also allen Grund, uns zu fürchten! Es wäre ihnen zweifelsohne mühelos gelungen, auch unsere Stadt einzunehmen, denn die Schutztruppe dort oben auf der Burg, die Eichstätt verteidigen sollte, umfasste gerade einmal einundzwanzig Männer! Eine lächerliche Anzahl, die der feindlichen Übermacht wohl keine Viertelstunde hätte standhalten können – zumal es ihr auch an Kanonen fehlte. Unser Landesherr hatte angesichts leerer Staatskassen offenbar lieber auf die göttliche Vorsehung vertraut, als in Waffen und Ausrüstung oder in Soldaten zu investieren. Die Schutzburg erwies sich daher als völlig wirkungslos und die Stadt war genauso wie in meinem wiederkehrenden

Albtraum drauf und dran, einer Verwüstung durch die Franzosen zum Opfer zu fallen. Wenn, ja, wenn nicht besagter Leutnant Krach gewesen wäre. Mit dem Mut der Verzweiflung befahl er seinen Leuten, die Burgtore zu schließen und die Schießscharten in Ermangelung von Kanonen zur Tarnung mit Ofenrohren zu bestücken. Seinen wenigen Männern aber befahl er, hin- und herzulaufen, sich da und dort blicken zu lassen und so viel Lärm wie nur irgend möglich zu machen. In ihrer verzweifelten Lage versuchten die Männer auf diese Weise, den Franzosen eine große Anzahl von kampfbereiten Verteidigern vorzugaukeln. Und was kein Mensch für möglich gehalten hätte, gelang: Das Täuschungsmanöver war erfolgreich! Die Franzosen glaubten tatsächlich, auf der Burg befände sich ein starkes Heer, und entschieden sich zunächst einmal für den Rückzug. Ich hatte mich seitdem oft gefragt, ob Lorenz Krach selbst damals auch nur einen Moment an die Möglichkeit eines Erfolgs geglaubt hatte. Doch letztendlich war diese Frage müßig. Wir hatten Glück im Unglück gehabt. Schlussendlich flog die Täuschung zwar auf, doch wider Erwarten bewiesen die Franzosen guten Humor und ließen Milde walten. Trotz dieses glücklichen Ausgangs aber blieben freilich auch wir nicht völlig von den Schrecken des Krieges verschont. In den folgenden Wochen hatten nahezu alle Haushaltungen in der Stadt unter den Einquartierungen der französischen Truppen zu leiden. Die Soldaten beanspruchten nicht nur Räumlichkeiten für sich, sie wollten auch versorgt sein und requirierten, was sie für nötig hielten. Wir mussten sehen, wie wir mit dem Wenigen, das uns noch blieb, zurechtkamen. Dabei waren die Vorratskammern der meisten auch ohne die Franzosen schon recht leer gewesen, denn im Jahr zuvor hatte ein verheerender Hagelsturm einen Großteil der Ernte zunichtegemacht. Bei der Einquartierung hatten Ottilie und ich vergleichsweise noch Glück gehabt. Unsere Stube wurde zwar als eine Art Besprechungsraum und Schreibstube in Beschlag genommen und Adams Zimmer diente den französischen Kommandeuren tagsüber als Aufenthaltsraum. In Babettes ehemaligem Zimmer quartierte sich ein Major ein. Doch zumindest durften wir unsere Schlafkammer für uns behalten.

Ich hatte mich seitdem oft gefragt, ob wir diese vergleichsweise milde Behandlung lediglich dem Zufall oder doch eher dem Wirken meines Freundes, des Hof- und Kammerrats Heinrichmaier, zu verdanken hatten, der für die Unterbringung hauptsächlich verantwortlich war. Außer zwei zerbrochenen Gläsern hatten wir zwar keine weiteren Schäden zu beklagen, allerdings plünderten die ungebetenen Gäste zu meinem Leidwesen meinen Weinvorrat. Überhaupt war es ein beklemmendes Gefühl, mit wildfremden, uns feindlich gesinnten Menschen die Wohnung teilen zu müssen. Aus unserem Zuhause war quasi über Nacht ein Notquartier geworden. Nur ja kein falsches Wort, keine unbedachte Geste! Zum Glück blieben die Franzosen nicht allzu lange in unserer Stadt. Doch die Schäden, die sie hinterließen, waren schlimm genug. Noch monatelang hatten wir unter Entbehrungen zu leiden. Der Salzangel war zeitweise so arg, dass das weiße Gold nur noch zu bestimmten Zeiten an die Bevölkerung ausgegeben wurde. Die Not war überall mit den Händen zu greifen und dennoch mussten wir uns fast noch glücklich schätzen, hatten wir doch keine wirklichen Kriegsoffer zu beklagen. Trotz Goldwasser, Ofenwärme und Schlafrock fröstelte ich beim Gedanken an all das Leid und die zurückliegenden Ereignisse. Lorenz Krachs Heldentat lag mittlerweile fast auf den Tag genau zwei Jahre zurück und seit fast einem Jahr hatten wir endlich Frieden – aber ich Unglücksrabe musste immer noch vom Krieg träumen – das war doch verrückt!

Gedankenverloren nahm ich einen weiteren kleinen Schluck vom Goldwasser und ließ meine Augen im geräumigen, dunklen Raum umherschweifen. Mehr als die Umrisse der Möbel war im schwachen Schein meiner Kerze nicht zu erkennen. Aber allein schon die gewohnte Anordnung der vertrauten Gegenstände an ihrem Platz vermittelte mir das Gefühl von Geborgenheit: der Glasschrank rechts neben der Stubentüre, in dem Otilie ihr Sonntagsgeschirr aufbewahrte, unsere Chaiselongue mit dem fein gearbeiteten Beistelltischchen an der Schmalseite mit Blick auf die Fensterfront, der große Esstisch mit sechs gepolsterten Stühlen

darum in der Mitte des Raums. An unserer Kommode blieb mein Blick hängen. Wir hatten das edle Stück aus Walnussholz und mit fein ziselierten Beschlägen erst kurz vor Kriegsbeginn angeschafft und seitdem war es die Zierde unserer Stube und Ottilies ganzer Stolz. Es war aber nicht nur das schöne Möbel an sich, auch sein Inhalt war uns lieb und teuer. Um mich von den Schrecknissen abzulenken, erhob ich mich nun, um die oberste Lade zu öffnen. Darin lag in einer Mappe aus kräftigem Rindsleder (feines Ziegenleder wäre mir lieber gewesen, aber so ein Exemplar war nirgendwo zu bekommen) ein ganzes Bündel von Briefen. Sie stammten von meiner lieben Stieftochter Babette, Ottilies Tochter aus erster Ehe. Sie hatte sie uns während ihrer Italienreise regelmäßig geschrieben und wir hatten jeden einzelnen davon aufbewahrt. In und mit ihren Briefen aus allen möglichen italienischen Städten, aus Verona, Ravenna, Mailand, Genua, Venedig, Triest und sogar aus Rom, reisten wir quasi mit ihr. Auch wenn wir all diese Städte nie leibhaftig und mit eigenen Augen sehen würden, so erlebten wir sie doch durch Babettes lebhaften Schilderungen und ihre häufig beigefügten, sehr detailreichen Zeichnungen. Ich brauchte nicht lange, um jenen zu finden, den ich gesucht hatte. Es war einer der letzten gewesen und er lag deshalb ziemlich weit oben.

Villa Monterecci bei Fiesole, den 28. Mai 1796

Liebe Mama, lieber Francobaldi,
endlich habe ich Muße, Euch zu schreiben und weiß doch nicht, wo ich anfangen soll, so überreich waren die Eindrücke der zurückliegenden Tage. Zuallererst aber hoffe ich, dass es Euch gut geht und Ihr wohllauf seid. Die spärlichen Nachrichten, die uns während der letzten Monate aus deutschen Ländern erreicht haben, klangen allesamt recht beunruhigend. So denke ich jeden Tag voll Sorge an Euch und schließe Euch abends in meine Gebete ein. Vom Krieg ist hier in der Toskana gar nichts zu spüren. Großherzog Ferdinand, der Bruder unseres Kaisers Franz II., hat nämlich bereits im vorigen Jahr Frieden mit Frankreich geschlossen. Offenbar sind die Mitglieder des Hauses

Habsburg durchaus unterschiedlicher Meinung, wie man mit dem revolutionären Frankreich zu verfahren habe. Von Politik verstehe ich zwar nichts, doch bin ich sicher, dass Frieden allemal besser ist als Krieg, wie gerechtfertigt er auch immer sein möge. Jedenfalls hoffe ich, dass möglichst bald auch für die anderen Länder ein ehrenvoller Friedenschluss mit Frankreich möglich sein wird.

Seit gut einer Woche sind wir nun also nach unserem Aufenthalt in Florenz auf dem unweit davon gelegenen Landgut Montereggi bei Fiesole. Es ist der Sommersitz einer adligen florentinischen Familie, den Roselli del Turco. Die Dame des Hauses, Comtessa Fiametta, hat uns eingeladen, hier eine Zeitlang zu verweilen und Fräulein Eleonore hat dieses Angebot dankbar angenommen. Wir sprechen mittlerweile schon ganz passabel Italienisch, doch war dies in Montereggi gar nicht notwendig. Die Comtessa spricht nämlich sehr gut Deutsch. Sie und ihre Brüder hatten in der Kindheit eine deutsche Gouvernante und später dann auch einen deutschen Hauslehrer. So gestaltet sich die Konversation ganz unkompliziert. Wir sind umgeben von Olivenhainen und genießen die Ruhe. Vor meinem geistigen Auge lasse ich noch einmal all die Erlebnisse, die Kunstschatze und Sehenswürdigkeiten dieser wunderbaren Stadt an mir vorüberziehen. Allein die Bilder, die ich in den Uffizien bestaunen konnte, würden ganze Briefe füllen! Was soll ich erst vom Dom mit seiner marmorbunten Fassade und seiner berühmten Kuppel sagen, vom Baptisterium, das Seinesgleichen in der Welt sucht, oder gar von der Piazza della Signoria und der Loggia dei Lanzi mit ihren herrlichen Skulpturen? Es kam mir alles wie ein Traum vor. Ich habe mir jede nur erdenkliche Mühe gegeben, wie besessen gearbeitet und so viele Skizzen wie nur irgend möglich angefertigt und doch reichen sie bei weitem nicht aus, um all die Schönheiten der Stadt und ihre Schätze festzuhalten. Allein die alte Brücke über dem Arno bietet schon je nach Tageszeit, Sonnenstand und Perspektive eine unendliche Vielzahl an Motiven. Und dann erst die Palazzi, die Kirchen, die Winkel und Gassen! Ach, liebe Mama, lieber Francobaldi, wie sehr habe ich gewünscht, ihr könntet hier bei uns sein und gemeinsam mit uns all die Schönheiten genießen. Fräulein Eleonore ging es ebenso. Wie gesagt, ich

kann Euch unmöglich alle Schätze der Stadt beschreiben. Ein Kunstwerk, ein Gemälde möchte ich aber doch herausheben, weil es mich so über die Maßen beeindruckt hat. Dabei ist es vielleicht weniger das Motiv (es stellt die Ent-hauptung des Holofernes durch Judith dar) als vielmehr die Tatsache, dass es von einer Frau gemalt wurde. Artemisia Gentileschi hieß sie und war bereits vor über hundert Jahren eine in ganz Italien berühmte Malerin. Sie war sogar Mitglied in der florentinischen Kunstakademie. Beispiele wie diese ma-chen mir immer wieder Mut, weiterhin meinen eigenen Weg zu gehen. Auch wenn ich weiß, wie schwierig es ist, als Frau und Künstlerin in dieser von Männern beherrschten Welt zu bestehen. In Florenz bin ich übrigens auch noch mit einer anderen Künstlerin in Kontakt gekommen. Sie ist allerdings auf einem ganz anderen Gebiet, nämlich der Dichtung, sehr bekannt. Eigent-lich heißt sie Teresa Bandettini, doch tritt sie unter dem Künstlernamen Amarilli Etrusca auf und feiert große Erfolge. Wie man mir erklärte, dichtet sie Verse aus dem Stegreif. Ich durfte einer ihrer Vorführungen beiwohnen. Verstanden habe ich zwar so gut wie nichts, dazu reicht mein Italienisch nicht aus, aber ihre Darbietung, ihre anmutigen Bewegungen, ihre ganze Körper-sprache und ihr Mienenspiel haben mich sehr beeindruckt. Ich hätte sie gerne gemalt, doch fehlte mir dazu leider die Gelegenheit. Aber ich will nicht vom Thema abkommen und Euch stattdessen weiter von der Stadt und ihrer Um-gebung berichten. Florenz ist immer noch eine überaus stolze Stadt und ihre ruhmreiche Vergangenheit ist auf Schritt und Tritt zu spüren. Man liebt hier den Luxus und aus den Häusern und Laboratorien der Parfümeure strömen oft die herrlichsten Düfte. Ich glaube nicht einmal Wien kann sich in dieser Hinsicht mit der Stadt messen. Oder zumindest ist die Atmosphäre dort eine ganz andere, wie mir scheint.

Nun aber sind wir hier auf diesem alten Landgut, das sanft angeschmiegt im Tal des Mugnone und den umgebenden Hügeln liegt. Es ist ein wahr-haft gesegneter Landstrich mit angenehmem Klima und fruchtbaren Böden. Durch das geöffnete Fenster strömt der würzige Duft eines Rosmarinstrauchs in mein Zimmer und erst jetzt, in der Stille der mich umgebenden Land-

schaft, komme ich wirklich dazu, all die Eindrücke unseres Florenzaufenthalts tief in mein Gemüt einfließen zu lassen. Vor drei Tagen haben wir Fiesole besucht. Die kleine Stadt liegt nicht allzu weit entfernt und Ihr könnt sie euch von der Größe ungefähr so wie unser liebes Eichstätt vorstellen. Abgesehen von der Einwohnerzahl aber, haben die beiden Orte nicht sehr viel gemeinsam. Fiesole liegt hoch oben auf einer so steilen Anhöhe, dass die Zugtiere große Mühe hatten und nur äußerst langsam vorankamen. Doch bereits die Fahrt hat sich gelohnt. Während der Anreise haben wir wunderbare Ausblicke auf die toskanische Landschaft mit ihren mit Zypressen und Pinien bewachsenen Hügeln, den Weinbergen und Olivenhainen genossen. Eingebettet in diese herrliche Natur liegen grandiose Villen, die mit den sie umgebenden Parkanlagen überaus eindrucksvoll sind. Glücklicherweise, wer ein solch zauberhaftes Ambiente sein Eigen nennen kann! Wahrhaftig, hier in Italien versteht man zu leben! Hinter jeder Wegbiegung bot sich uns ein neuer, jedes Mal aufs Neue traumhafter Blick. Oben angelangt aber, wurden wir für unsere Strapazen noch einmal mehr als belohnt ...

In munterem Plauderton berichtete Babette weiter vom herrlichen Ausblick, den man von Fiesole auf Florenz und insbesondere auf die Kuppel des Doms habe, von den Skizzen, die sie vom dortigen Panorama angefertigt hatte, und von einem Geistlichen, einem begeisterten Kunstsammler, mit dem sie die Comtessa Fiametta bekannt gemacht hatte. In seiner Sammelleidenschaft erinnere sie dieser Monsignore Bandini an unseren verehrten Pater Ignaz Pickl, auch wenn die beiden Männer in ihrer Physiognomie nichts gemeinsam hätten. Sie bat mich, meinen lieben Freund zu grüßen, und versprach, ihm bei nächster Gelegenheit eine Zeichnung des Florentiner Doms oder einer sonstigen Sehenswürdigkeit zu schicken.

Ich ließ den Brief schließlich sinken. Seine Lektüre hatte mich aus meiner nächtlichen Stube wieder einmal in jenes ferne Traumland Italien entführt – das heißt, wirklich gelesen hatte ich ihn gar nicht. Das wäre ange-

sichts meiner nachlassenden Sehkraft beim schwachen Licht einer einzelnen Kerze nicht mehr möglich gewesen. Tagsüber versahen meine Augen ihren Dienst noch recht zuverlässig, aber in der Dunkelheit tat ich mich zunehmend schwer. Doch Babettes Brief kannte ich mehr oder weniger auswendig. Es genügte, ihn in der Hand zu halten und einzelne Worte zu erkennen, um mich seines Inhalts zu erinnern. Meine Stieftochter war inzwischen längst mit Fräulein Eleonore, die offiziell ihre Dienstherrin, in Wirklichkeit aber mittlerweile längst eine mütterliche Vertraute geworden war, nach Wien zurückgekehrt. Auch von dort trafen regelmäßig Briefe ein, die uns über die neuesten Geschehnisse aus meiner einstigen Heimatstadt auf dem Laufenden hielten. Dass ausgerechnet jener besagte aus Fiesole und längst vergangenen Tagen Ottilie und mir so viel bedeutete, lag weniger an seinem Inhalt als an den Umständen, unter denen wir ihn erhalten hatten. Monatelang waren Babettes Nachrichten aus Italien ausgeblieben. Ob das an den Kriegswirren oder an sonstigen Umständen gelegen hatte, konnten wir weder damals noch später herausfinden. Meine Frau und ich waren jedenfalls in höchster Sorge, dass den beiden etwas zugestoßen sein könnte. Und dann, nur wenige Tage nachdem wir den Schrecken vor einer französischen Invasion dank der Gewitztheit unseres braven Leutnants Lorenz Krach überwunden hatten, traf endlich, endlich auch wieder ein Lebenszeichen von unserer lieben Babette ein und befreite uns von allen Sorgen. Ihr Brief war wie ein heiterer Sonnenstrahl nach düsteren Tagen und uns angesichts der Umstände umso wertvoller, kündete er doch von einem heiteren, unbeschwerten Leben jenseits von Sorge, Not und Elend. Durch Goldwasser und Lektüre entspannt, ergriff mich endlich wohlige Müdigkeit. Ich löschte die Kerze und erhob mich aus meinem Fauteuil. In wenigen Augenblicken, dessen war ich mir sicher, würde ich bis zum Morgen friedlich schlummern.

Unerwarteter Besuch



Die Tage verliefen friedlich und nahezu ereignislos. Als welches Glück, ja Gnade ich das empfand, kann wohl nur ermessen, wer die Aufregungen und Schrecknisse von Kriegszeiten erlebt hat. Diese waren für uns mit dem Friedensschluss noch längst nicht vorbei. Welches Leid aber die Kämpfe mit sich brachten, das hatten wir bis vor Kurzem tagtäglich im Lazarett sehen können, das die Österreicher schon kurz nach Kriegsbeginn in unserer Stadt eingerichtet hatten. Die Invaliden mit fehlenden Händen, Armen oder Beinen waren ein für jedermann sichtbarer Beweis. Ebenso jene, die ein Auge verloren hatten oder gar zwei. All diese armseligen, verzweifelte Elendsgestalten hatten unsere Straßen gefüllt, bevor sie von der Armee wieder zurück in ihre Heimat und in eine ungewisse Zukunft entlassen wurden. Die armen Kerle litten auch nach Einstellung aller Kampfhandlungen weiter an ihren Verletzungen und viele von ihnen waren für ihr ganzes Leben gezeichnet. Wie alle anderen Frauen und Jungfrauen Eichstätts, so war auch Ottilie aufgefordert, die Verwundeten zu pflegen. Ich weiß nicht, wie viele hundert oder gar tausend Männer den Eichstätterinnen im Verlauf der Zeit zur Pflege anvertraut wurden und wie viele davon den Frauen unter den Händen wegstarben. Aber noch nie zuvor, nicht einmal nach der schrecklichen Entdeckung damals im Wiener Vorort Weißgerber, hatte ich meine Frau so bleich, niedergeschlagen und verstört gesehen wie in jenen Tagen. Obwohl sie so gut wie nichts über ihre Erlebnisse im Lazarett verlautbaren ließ, sprach ihr abgezehrtes Gesicht doch Bände. Meine sonst so tatkräftige, stets muntere Frau schien sich in ein Gespenst verwandelt zu haben. Wie ihr mochte es vielen ihrer Geschlechtsgenossinnen gehen. Offenbar hatten die Frauen unserer Stadt angesichts der Strapazen, die man ihnen aufgebürdet hatte, das Lachen verlernt. Statt rosiger Wangen hatten sie nun tiefe Schatten unter den Augen. Viele wirkten regelrecht abgemagert und binnen weniger Monate um Jahre gealtert. Kein

Wunder, denn zusätzlich zu den Anstrengungen bei der Pflege der Verwundeten lastete auch noch die schwierige Versorgungslage schwer auf ihren Schultern. Die Franzosen hatten zwar unsere Stadt und das Leben ihrer Einwohner verschont, doch mussten wir viertausend von ihnen in unseren Häusern einquartieren. Rein rechnerisch kamen damit fast zwei französische Soldaten auf drei Einwohner. Überall herrschte drangvolle Enge. Keine noch so kleine Kammer, die nicht belegt war. Wir waren quasi nur noch geduldete Gäste in unseren eigenen Häusern, mussten dazu auch noch gute Miene machen und durften nicht aufbegehren. Nur keine Provokation, die womöglich zu Blutvergießen geführt hätte! Mit den Räumlichkeiten allein war es natürlich noch längst nicht getan. Schließlich mussten die Männer auch gepflegt werden. Die Franzosen hatten unsere Staatskasse um gut achtzigtausend Gulden geplündert. Dazu waren uns achthundert Säcke Hafer, tausendfünfhundert Zentner Heu, fünfzehntausend Pfund Brot und vierzig Ochsen als Kriegsbeute genommen worden. Ich glaube nicht, dass jemand, der all dies nicht selbst erlebt hat, die Not hinter diesen nüchternen Zahlen ermessen kann. Die zu Gott gesandte Bitte um das tägliche Brot war in diesen Tagen für viele, um nicht zu sagen für die allermeisten, keine althergebrachte Gebetsfloskel, sondern bittere Realität. Die Vorräte waren aufgebraucht, die Kammern bis auf das letzte Korn leer gefegt, und wir hatten so gut wie nichts mehr. Glücklicherweise, wer so wie wir in diesen schweren Zeiten der Not wenigstens einen kleinen Garten hatte, aus dem er sich mit Obst und Gemüse versorgen konnte. Das Salz war so knapp, dass es streng rationiert werden musste. Otilie war eine sehr gute Köchin, die es verstand, selbst aus einfachsten Zutaten schmackhafte Speisen zu zaubern. Aber in diesen Zeiten waren selbst ihr die Hände gebunden und sie hatte Mühe, etwas auch nur einigermaßen Anständiges auf den Tisch zu bringen. Wie oft träumte ich von duftigem Hefengebäck, fetten Braten und sämigen Soßen oder gar einem zarten Tafelspitz, während ich mich mit Kohl und einigen ungesalzenen, gekochten Kartoffeln zufriedengeben musste und darüber sogar noch froh sein durfte. Die Zahl der Geburten war insgesamt